

(Nachdruck verboten.)

9)

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Ja — Oline, die hatte das alles so gehabt — und noch besser — aber das war was anderes gewesen — ob sie wohl glücklich darüber gewesen war?

Ach was, — immer und ewig diese Oline! — — Blaue Strümpfe —

Sie geriet in einen herrlichen, feinen Geruch hinein — es war beinah, als wenn sie schon allein vom Riechen fein würde — das war der große Laden von Daniel Steen — der Geruch wurde stärker — die Tür war aufgegangen — Handschuhe, seidene Regenschirme — die Uhr war übrigens noch gar nicht so viel; sie wollte nur noch einmal schnell nach Steen und Ström hinüberhuschen und sehen, ob da was Neues für den Frühling im Schaufenster lag.

Freilich, da gab es was zu sehen! — Ein ganzer Fächer aus reizenden Sonnenschirmen mit entzückenden Griffen — mit Ringen, um sie über dem Handgelenk zu tragen — und dann die aufgespannten da drinnen — modern, kariert, der rot und blaue war der hübscheste — feine Kleiderstoffe — für den Frühling — wollene — das braune da mit den blauen Streifen würde ihr stehen — ja, ganz sicher — wenn sie dann den hübschen, hellgraukarierten Frühlingsmantel darüber zog — hellgraukariert über braun — ja, ja!

Ob sie wohl mal hineingehen konnte und sich den Stoff ansehen? Ach ja, wenn sie Jossa noch bei sich hätte, ging es wohl, dann hielten sie sie für eine feine Dame.

Durch das Fenster sah sie hinter und zwischen allen den herabhängenden Falten und Mustern einen schneidigen Ladengehilfen, der da stand und etwas aufmaß. Ja, aber sie hatte doch nichts, wofür sie etwas kaufen konnte — ach was! — Sie konnte ja nach irgend etwas fragen — sie hielten sie sicher für eine feine Dame, jedenfalls war es ganz pläsiertlich, einmal zu sehen, ob sie sie für eine feine Dame hielten.

Na ja, nun wollte sie wirklich hineingehen! Aber sie blieb am Fenster stehen.

„Der rot und blaue Sonnenschirm ist der hübscheste — vier große Lampen mit Milchglaskuppeln brennen im Fenster — jetzt hat er aufgemessen — nun schneidet er ab — Gott, wie fein er friert ist — wirklich ein feiner Herr — nein, ich hab' doch nicht den Mut!“

Das Herz pochte schwer und hart — und dann ging sie die Granittreppe hinauf, griff schnell nach dem großen Bronzetürdrücker, die große Glastür mit der dicken Fenster-scheibe aus einem Stück öffnete sich leicht und weich, durch eine zweite Glastür ging sie und stand dann in einem großen, großen Raum, der durch zwei Stockwerke ging, mit einer Galerie ringsherum, von der weiße und cremefarbene Gardinen gerade herabhingen. Es war fast wie in der Kirche. Da waren Säulen, über die feine Teppiche herabhingen — rings an den Wänden, bis ganz hinauf an die Decke waren lauter Rollen zu sehen, überall Rollen — und überall auf den Ladentischen lagen Stoffrollen. Auf Stühlen an den Ladentischen saßen feine Frauen und junge Damen und befühlten die Stoffe und feilschten um die Preise. Ganz im Hintergrunde führten einige Stufen in die Höhe, und dann ging es wieder hinein, und da saßen einige Damen und schrieben.

Nein, wie wonnig! Sie war neben einer Säule stehen-geblieben — ein grünes Stück Blüsch war rund um die Säule herumgeschlungen, und aus den Falten guckten chinesische Fächer heraus. Zu der Galerie führte eine breite Treppe hinauf, über die ebenfalls Gardinen und Teppiche herabhingen, und vor dem Aufgang waren dicke, schwere Portieren angebracht, genau so wie in der Kirche.

„Was wünschen das gnädige Fräulein?“

Es war ein reizender junger Mann in kariertem Anzug, das Haar mitten über der Stirn geschheitelt, eine kleine Schere guckte aus der Tasche seiner Weste heraus, die aus dickem, himmelblauem Blüsch war — nie im Leben hatte sie eine so feine Weste gesehen.

Sie hatte nicht geantwortet — er verbeugte sich vor ihr und fragte noch einmal;

„Was wünschen das gnädige Fräulein?“

Ja — sie wollte gern Stoff zu einem Kleide sehen.

„Zu einer Gesellschaftstoislette?“ — Sie hatten gerade neue Seidenstoffe aus Lyon bekommen, prima Qualität.

„Nein, keine Seidenstoffe, — sie wollte gern Stoff zu einem Frühlingsmantel sehen.“

Hier war ein Probenbuch — wie hatte sich das gnädige Fräulein den Mantel gedacht? Hellgrau kariert — sie hatten, wie sie sah, hübsche dunkelgrau karierte Muster — aber keine hellgrauen — mußte es durchaus hellgrau sein? — Das war ja schade — aber in wenigen Tagen würde eine neue Sendung erwartet — ob sie dann einmal wieder einsehen wollte — Adieu! —

Er verbeugte sich — er sah so nett und höflich aus! — Er öffnete ihr die Glastür, aber im selben Augenblick, als sie grüßte, zwinkerte er ihr mit dem einen Auge zu, und über die eine Seite seines Gesichts huschte ein Lächeln — und in einem Nu war sie draußen auf der Treppe.

„Su!“

Sie stieg die Stufen hinauf und blieb auf dem Bürgersteig stehen und sah zurück.

Was hatte er damit gemeint? Hatte er etwas gewollt — oder hatte sie sich geirrt? — Su! —

Auf einmal überkam sie das alte Grauen — sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen. — Wofür hatte er sie nur gehalten?

Aber sie bezwang sich.

Da erblickte sie Jossa! Die kam schräg über die Straße, auf sie zu.

Ehe Albertine noch guten Abend gesagt hatte, sagte Jossa, es sei herrlich, daß sie sie träfe, denn sie sei Selbesen und Smith begegnet. Die ständen beide drüben an der anderen Ecke, es tue ihnen so leid, daß sie neulich nicht begrüßt hätten, es sei ein Mißverständnis gewesen und solle nie wieder vorkommen.

Und laden sie Jossa und Albertine ein, mit ihnen in den Garten zu gehen oder in die Oper oder ins Royal, wenn sie das lieber wollten, und zu Abend zu essen und Champagner zu trinken, und sie fänden, daß Albertine so hübsch sei — sie sei das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. —

„Ach was, Quatsch!“ sagte Albertine, „grüße sie nur und sag' ihnen, sie sollten sich Tee kochen lassen, das fiel mir nicht im Traum ein, denn ich weiß recht gut, was sie woll'n; ich geb' mich nicht mit solchen feinen Herren ab —“

„Aber bist Du denn ganz meschugge! Wir brauchen doch bloß im Garten mit ihnen herumzugehen — sie wollen sich Dir ordentlich vorstellen lassen.“

Albertine ging sehr schnell die Straße hinauf, und Jossa trippelt neben ihr her — zwei dunkle Herrengestalten mit hohen Zylindern folgen vorsichtig — langsam auf der gegenüberliegenden Seite der Straße.

„Ne, wie dumm Du bist, Lina! Davon kriegt man doch nicht gleich ein Kind! — Wenn Du nicht willst, denn wird da nichts aus, und das is bloß Deine Schuld!“

Albertine war stehen geblieben.

„Wer war das?“ fragte sie.

„Ben meinst Du?“

„Den kleinen schwarzhaarigen Herrn, der eben vorüberging und mich so anglozte! Da geht er — jetzt geht er über die Straße. Da bleibt er stehen.“

„Der — Herrgott, kennst Du den wirklich nicht? Das is ja doch Polizeieinspektor Winther!“

„Polizeieinspektor!“ — es war ihr, als wenn auf einmal die Knie ihren Dienst versagten.

„Polizeieinspektor! sagst Du?“ — Sie wandte sich um. — „Gott, da steht er und sieht uns nach!“

Sie rannte fast die Straße hinauf, während Jossa hinter ihr herlief.

„Bist Du verrückt, Lina?“

An der Ecke der Karl Johann-Straße wandte sie sich um. Es war ihr, als stünde er da ganz unten. — Großer Gott, was hatte sie nur einmal getan, daß die Polizei hinter ihr her war?

War sie vielleicht zu oft die Straße auf und nieder gegangen?

Sie ging hastig quer über den Marktplatz — nach Hause — nach Hause — zu der Alten!

Sie blieb stehen.

Nach Hause? — Und dann — morgen, dann kam der Polizist mit dem roten Schnurrbart und dem blauen Zettel: „Bei Zwangsabholung“ — und Mutter Olsen kriegt ihn zu sehen.

„Gott, ach Gott! — Am Ende durfte sie nicht zu Steen und Ström hineingehen — Gott, da is er!“

Wie ein Pfeil flog sie dahin, den Hügel hinab in die große Straße.

Die Leute blieben stehen und sahen ihr verwundert nach.

„Die Polizei ist hinter mir her!“ sagte sie halblaut und feuchend.

„Ich bin gewiß zuviel mit Zoffa gegangen — sie ist gewiß kein anständiges Mädchen. — Ist er noch hinter mir her?“ — Sie ging schnell und wandte sich sehr oft um — nein, jetzt konnte sie ihn nicht mehr sehen.

Ob er wußte, wo sie wohnte — kam er wohl nach Hause zu ihr? — Ob sie zu Oline gehen sollte?

Nein — nein — nach Hause — nach Hause — nach Hause zu der Alten!

Die Brostraße hinab — da ging sie ein wenig ruhiger — sie kam sich gleichsam geschüßt vor, hier in der alten, bekannten Gegend — noch ein letztesmal wandte sie sich um. —

Da lag das Haus — das Licht schien so traulich aus den niedrigen Fenstern, aber im Torweg war es schrecklich dunkel, und es währte eine Ewigkeit, bis sie den Türdrücker fand und bis sie in der Stube stand. War es nicht, als zerre jemand sie zurück, als wolle jemand sie wieder hinausziehen? Die Lampe stand da und brannte.

Da hingen der Kronprinz und Viktoria — da sah die Alte am Ofen und strichte — ihre Augen waren ganz rot — sie hatte wohl wieder geweint.

„Die Lampe schwält, Mutter!“

Sie ging hin und schraubte sie nieder.

„Du bleibst ja schrecklich lange aus.“

„Ja,“ antwortete sie nur.

Mutter Christiansen fragte sie nach allerlei.

„Hast Du Oline den Mantel nich wieder hingebracht?“

„Nein, das hab ich vergessen.“

„Dann mußt Du es wohl lieber gleich tun?“

„Das hat woll Zeit bis morgen!“

— — — Am nächsten Morgen goß es. Sie saß den ganzen Tag am Fenster über der Nähmaschine. Aber sie nähte keinen Stuch und sah fortwährend unter der Halbgardine hinaus. — Da kam ein Schutzmann — das Herz stand ihr still — ach was — Unsiin — das war ja der Schutzmann hier in der Straße — er hatte einen Ziegenbart. Sie lachte. Gott, wie dumm und feierlich er aussah. Wenn doch Zoffa kommen wollte. Sie hatte sie nach so vielem zu fragen. Aber Zoffa kam nicht — der Regen war wohl schuld daran.

Auch am nächsten Tage kam kein Schutzmann mit rotem Schnurrbart und Vorladung, und sie wurde wieder ein wenig ruhiger.

(Fortsetzung folgt.)

1] Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Auf einer Uferhöhe der Döise liegt hart am Wasser hingelagert eine kleine Stadt, deren stumpfer Turm schon über ein Halbjahrtausend auf das Meer hinausragt. Ein paar Kabelaugen vom Lande streckt sich querverb ein schmales Eiland, das sie dort den „Warber“ nennen, von wo aus im Frühling unablässiges Geschrei der Strand- und Wasservögel nach der Stadt herüber tönt. Bei hellem Wetter tauchen auch wohl drüben auf der Insel, die das jenseitige Ufer des Sundes bildet, rotbraune Dächer und die Spitze eines Turmes auf, und wenn die Abenddämmerung das Bild verlöscht hat, entzünden dort zwei Leuchttürme ihre Feuer und werfen über die dunkle See einen Schimmer nach dem diesseitigen Strand herüber. Gleichwohl, wer als Fremder durch die auf- und absteigenden Straßen der Stadt wandert, wo hier und da roh gepflasterte Stufen über die Vorstraße zu den kleinen Häusern führen, wird sich des Eindrucks abgeschlossener Einsamkeit wohl kaum erwehren können, zumal wenn er von der Landseite über die langgestreckte Hügelkette hier herabgekommen ist. In einem Ballengefelle auf dem Markte hing noch vor kurzem, wie seit Jahrhunderten, die sogenannte Bürgerglode; um zehn Uhr abends, sobald es vom Kirchturme geschlagen hatte, wurde auch dort geläutet, und wehe dem Besinde oder auch dem Haussohn, der diesem Ruf nicht Folge leistete, denn gleich danach konnte man stragal und -auf sich alle Schlüssel in den Haustüren drehen hören.

Aber in der kleinen Stadt leben tüchtige Menschen, alle Bürgergeschlechter, unabhängig von dem Gelde und dem Einfluß der umwohnenden großen Grundbesitzer; ein kleines Patriziat ist aus ihnen erwachsen, dessen stattlichere Wohnungen, mit breiten Weisflügen hinter mächtig schattenden Linden, mitunter die niedrigen Häuserreihen unterbrechen. Aber auch aus diesen Familien mußten bis vor dem letzten Jahrzehnt die Söhne den Weg gehen, auf dem Eltern und Vorfahren zur Wohlhabenheit und bürgerlichen Geltung gelangt waren; nur wenige ergaben sich den Wissenschaften, und kaum war unter den derzeit noch studierten Bürgermeistern jemals ein Eingeborener dagewesen; wenn aber bei den jährlichen Prüfungen in der Rektorschule der Probst die Knaben fragte: „Mein Junge, was willst Du werden?“ dann richtete der sich stolz von seiner Bank empor, der mit der Antwort: „Schiffer!“ herauskommen durfte; Schiffsjunge, Kapitän auf einem Familien-, auf einem eigenen Schiffe, dann mit etwa vierzig Jahren Reeder und bald Senator in der Vaterstadt, so lautete der Stufengang der bürgerlichen Ehren.

Auf dem Chor der von einem Landesherzog im 18. Jahrhundert erbauten Kirche befand sich der geräumige Schifferstuhl, für den Abendgottesdienst mit stattlichen Metallleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke schwebende Modell eines Barkschiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf diesen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, der das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff besaß; aber auch die schon in die Kaufmannschaft Uebergetretenen, die ersten Reeder der Stadt, hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen saßen, hier oben unter den anderen Kapitänen ihren Gottesdienst; denn sie waren noch immer und vor allem meerbefahrene Leute, und das kleine schwebende Barkschiff war hier ihre Hausmarke.

Es ist begreiflich, daß auch manchen jungen Matrosen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerstande beim Eintritt in die Kirche statt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, sich auch einmal den Platz dort oben zu erwerben, und daß er trotz der eindringlichsten Predigt dann statt mit gottseligen Gedanken mit erregten weltlichen Entschlüssen in sein Quartier oder auf sein Schiff zurückkehrte.

Zu diesen strebsamen Leuten gehörte Hans Adam Kirch. Mit unermüdem Tun und Sparen hatte er sich vom Schiffschiffer zum Schiffseigentümer hinaufgearbeitet; freilich war es nur eine kleine Yacht, zu der seine Mittel gereicht hatten, aber rastlos und in den Winter hinein, wenn schon alle anderen Schiffer daheim hinter ihren Ofen saßen, besuhr er mit seiner Yacht die Döise, und nicht nur Frachtgüter für andere, bald auch für eigene Rechnung brachte er die Erzeugnisse der Umgegend, Korn und Mehl, nach den größeren und kleineren Küstenplätzen; erst wenn bereits außen vor den Buchten das Wasser fest zu werden drohte, band auch er sein Schiff an den Pfahl und sah beim Sonntagsgottesdienste droben im Schifferstuhl unter den Honoratioren seiner Vaterstadt. Aber lang vor Frühlingsanfang war er wieder auf seinem Schiffe; an allen Ostseeplätzen kannte man den kleinen, hageren Mann in der blauen, schlotternden Schifferjacke, mit dem gekrümmten Rücken und dem vornüberhängenden dunkelhaarigen Kopfe; überall wurde er aufgehalten und angeredet, aber er gab nur kurze Antworten, er hatte keine Zeit; in einem Tritte, als ob er an der Fallreepstreppe hinaufkame, sah man ihn eifertig durch die Gassen wandern. Und diese Rastlosigkeit trug ihre Früchte; bald wurde zu dem aus der väterlichen Erbschaft übernommenen Hause ein Stück Wiesenland erworben, genügend für die Sommer- und Winterfütterung zweier Kühe; denn während das Schiff zu Wasser, sollten diese zu Lande die Wirtschaft vorwärts bringen. Eine Frau hatte Hans Kirch sich im stillen vor ein paar Jahren schon genommen; zu der Höferei, die diese bisher betrieben, kam nun noch eine Milchwirtschaft; auch ein paar Schweine konnten jetzt gemästet werden, um das Schiff auf seinen Handelsfrachten zu verproviantieren; und da die Frau, die er im Widerspruch mit seinem sonstigen Tun aus einem armen Schulmeisterhause heimgeführt hatte, nur seinen Willen kannte und überdies aus Furcht vor dem bekannten Zähorn ihres Mannes sich das Brot am Munde sparte, so pflegte dieser bei jeder Heimkehr auch zu Hause einen hübschen Haufen Kleingeld vorzufinden.

In dieser Ehe wurde nach ein paar Jahren ein Knabe geboren und mit derselben Sparsamkeit erzogen. „All wedder 'n Dreiling umsünt utge'n!“ Dies geflügelte Wort lief einmal durch die Stadt; Hans Adam hatte es seiner Frau zugeworfen, als sie ihrem Jungen am Werktag einen Sirupstuchen gekauft hatte. Trotz dieser dem Geize recht nahe verwandten Genauigkeit war und blieb der Kapitän ein zuverlässiger Geschäftsmann, der jeden ungeziemenden Vorteil von sich wies; nicht nur infolge einer angeborenen Rechtsschaffenheit, sondern eben so sehr seines Ehrgeizes. Den Platz im Schifferstuhle hatte er sich errungen; jetzt schwebten höhere Würden, denen er nichts vergeben durfte, vor seinen Sinnen; denn auch die Stube im Magistratskollegium, wenn sie auch meist den größeren Familien angehörten, waren mitunter von dem kleineren Bürgerstande aus besetzt worden. Jedenfalls, seinem Heinz sollte der Weg dazu gebahnt werden, sagten die Leute doch, er sei sein Ebenbild: die feste auslugenden Augen, der Kopf voll schwarzbrauner Locken seien väterliche Erbschaft, nur statt des krummen Rückens habe er den schlanken Wuchs der Mutter.

Was Hans Kirch an Zärtlichkeit besaß, das gab er seinem Jungen; bei jeder Heimkehr lugte er schon vor dem Warber durch sein Glas, ob er am Hafenplatz ihn nicht gewahren könne. Namen

dann nach der Landung Mutter und Kind auf Deck, so hob er zuerst den kleinen Heinz auf seinen Arm bevor er seiner Frau die Hand zum Willkommen gab.

Als Heinz das sechste Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater zum ersten Male mit sich auf die Fahrt, als „Spielvogel“, wie er sagte. Die Mutter sah ihnen mit besorgten Augen nach; der Knabe aber freute sich über sein blaues Hütchen und ließ jubelnd über das schmale Brett an Bord; er freute sich, schon jetzt ein Schiffer zu werden wie sein Vater, und nahm sich im stillen vor, recht tüchtig mitzuhelfen. Frühmorgens waren sie ausgelaufen; nun besahen sie die Mittagssonne auf der blauen Ostsee, über die ein lauer Sommerwind das Schiff nur langsam vorwärts trieb. Nach dem Essen, bevor der Kapitän zur Mittagsruhe in die Kajüte ging, wurde Heinz dem Schiffsjungen anvertraut, der mit dem Speiseln zerrissener Tafe auf dem Deck beschäftigt war; auch der Knabe erhielt ein paar Tauenden, die er eifrig ineinander zu verflechten strebte.

Nach einer Stunde etwa stieg Hans Kirch wieder aus seiner Kajüte und rief, noch halb im Taumel: „Heinz! Komm her, Heinz; wir wollen Kaffee trinken!“ Aber weder der Knabe selbst, noch eine Antwort kam auf diesen Ruf; statt dessen Klang drüben vom Bugspriet her der Gesang einer Kinderstimme. Hans Kirch wurde blaß wie der Tod; denn dort, fast auf der äußersten Spitze hatte er seinen Heinz erblickt. Auf der Luibeite, befraglich an das matt geschwellte Segel lehrend, saß der Knabe, als ob er hier von seiner Arbeit ruhe. Als er seinen Vater gewahrte, nickte er ihm freundlich zu; dann sang er unbekümmert weiter, während am Bug das Wasser rauschte; seine großen Kinderaugen leuchteten, sein schwarzbraunes Haar wehte in der sanften Brise.

Hans Kirch aber stand unbeweglich, gelähmt von der Ratlosigkeit der Angst; nur er wußte, wie leicht bei der schwachen Luftströmung das Segel flattern und vor seinen Augen das Kind in die Tiefe schleudern konnte. Er wollte rufen; aber noch zwischen den Zähnen ersickte er den Ruf; Kinder, wie Nachtwandler muß man ja gewähren lassen; dann wieder wollte er das Boot aussetzen und nach dem Bug des Schiffes rubern; aber auch das verwarf er. Da kam von dem Knaben selbst die Entscheidung; das Singen hatte er satt, er wollte jetzt zu seinem Vater und dem seine Tafe zeigen. Behutsam, entlang dem unteren Rande des Segels, das nach wie vor sich ihm zur Seite blähte, nahm er seinen Rückweg; eine Möwe schrie hoch oben in der Luft, er sah empor und Leterie dann ruhig weiter. Mit stodendem Atem stand Hans Kirch noch immer neben der Kajüte; seine Augen folgten jeder Bewegung seines Kindes, als ob er es mit seinen Blicken halten müsse. Da plötzlich, bei einer kaum merkbaren Wendung des Schiffes, fuhr er mit dem Kopf herum: „Vadbord!“ schrie er nach der Steuerseite, „Vadbord!“ als ob es ihm die Brust zersprengen sollte. Und der Mann am Steuer folgte mit leisem Druck der Hand, und die eingesunkene Reinewand des Segels füllte sich aufs neue.

Im selben Augenblick war der Knabe fröhlich aufs Verdeck gesprungen; nun lief er mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu. Die Zähne des gefahrgewohnten Mannes schlugen noch aneinander: „Heinz, Heinz, das tußt Du mir nicht wieder!“ Krampfhaft preßte er den Knaben an sich; aber schon begann die überstandene Angst dem Borne gegen ihren Urheber Platz zu machen: „Das tußt Du mir nicht wieder!“ Noch einmal sagte er es; aber ein dumpfes Grollen klang jetzt in seiner Stimme; seine Hand hob sich, als wolle er sie auf den Knaben fallen lassen, der erstaunt und furchtlos zu ihm aufblickte.

Es sollte für diesmal nicht dahin kommen; her Jörn des Kapitän's sprang auf den Schiffsjungen über, der eben in seiner lässigen Weise an ihnen vorüberschieben wollte. Aber mit entsetzten Augen mußte der kleine Heinz es ansehen, wie sein Freund Jürgen, er wußte nicht weshalb, von seinem Vater auf das grausamste gezüchtigt wurde.

Als im nächsten Frühjahr Hans Kirch seinen Heinz wieder einmal mit aufs Schiff nehmen wollte, hatte dieser sich verdeckt und mußte, als er endlich aufgefunden wurde, mit Gewalt an Bord gebracht werden; auch saß er diesmal nicht mehr singend unter dem Klübersegel; er fürchtete seinen Vater und tröste ihm doch zugleich. Die Zärtlichkeit des letzteren kam gleicherweise immer seltener zutage, je mehr der eigene Wille in dem Knaben wuchs; glaubte er doch selber nur den Erben seiner aufstrebenden Pläne in dem Sohn zu lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderbücher und Jugendschriften.

I.

Soweit der Markt sich überschauen läßt, hält sich die vor ein paar Jahren ins Uferlose geratene Flut neuer Bilderbücher diesmal in denselben vernünftigen Grenzen, die schon vor Jahresfrist zu beobachten waren. Die Zeit der Versuche scheint vorüber, der Acker ist befestigt und einige Frucht, die neu gewonnen wurde, wird erfolgreich und vorgezogen weiter ausgefät. Namen wie Gertrud Caspari, Arpad Schmidhammer, Eugen Dikwald, Joseph Mauder beherrschen vor allem das Neuland und haben auch in diesem Jahre wieder für die Welt der Kleinsten mit guten Gaben gesorgt. Das Beste aber, was jetzt gesehen ist, wird in der künstlerischen Weiterbildung des ganz wohlfeilen, unzerreißbaren

Wilderbuchs sichtbar. Unser wiederholt ausgesprochener Wunsch, das in den nicht eben billigen, für den Arbeiter meist unerschwinglichen guten neuen Bilderbüchern aufgeschichtete Bildermaterial für wohlfeile Ausgaben zu verwenden, ist jetzt von einigen Verlegern aufgenommen worden. Das bedeutet eine ganz wesentliche Erleichterung des Kampfes gegen das Schundbilderbuch, das bisher mit wahren Spottpreisen das Angebot für die Kleinsten beherrschte. Am weitesten ist der Verlag von Scholz auf diesem Felde gegangen. Schade, daß dieser Verlag durch seine törichte Teilnahme an den kostspieligen Bestrebungen und Mandatieren seinen Ruf in der klassenbewußten Arbeitererschaft getrübt hat. Aber es mag gesagt sein, daß diese Bestrebungen, wenigstens für das Feld der Kinderbücher, beiseitegehalten wurden. Der Scholz'sche Verlag hat jetzt unzerreißbare gute farbige Bilderbücher zu sechs und acht Seiten Umfang auf den Markt gebracht, die nur fünf und zwanzig Pfennig kosten. Das eben braucht man. Ein Bilderbuch großen Formats mit neun Seiten Umfang und zahlreichen Anschau Bildern von Eugen Dikwald „Mein Spielzeug“ kostet nur 1 M. Auf demselben Wege treffen wir auch den Leipziger Verlag Alfred Hahn. Aus Gertrud Casparis reizenden Unzerreißbaren mit Versen von Adolf Holst ist ein neues Blatt starkes Bilderbuch „Für die Kleinen“ hergerichtet worden, das 30 Pf. kostet. Nun können diese Bilder der Caspari im wahrsten Sinne des Wortes vollständig werden. Der Verlag verdient aufrichtigen Dank. Das Arbeitspaar Caspari-Holst sind vortreffliche Erzieher zur farbenfrischen Fröhlichkeit. Im Stile und Umfang des großen „Lustigen Kleinkinderbuches“ haben beide Verfasser auch eine neue Gabe geschaffen: „Für unsere Einjährigen“ (Alfred Hahn, 2,60 M.). Die Bilder sind künstlerisch eine Lieberaschung. Sie zeigen eine Entwicklung des Casparistils zum noch mehr Einfachen und zugleich Kräftigen hin. Das ist erreicht worden durch ein Abgehen vom schlicht und scharf konturierenden Federstrich; an dessen Stelle ist jetzt der derbbreite Umriß mit dem Kohlenstift getreten, der den farbigen Inhalt der Bilder prächtig zusammenfaßt und aufleuchtet läßt. Wieder ist ein Buch schöner, linderchter Freudigkeit entstanden, auch durch die tanzsingenden Reime des vortrefflichen Adolf Holst. Nur den Titel des Buches, der für buchsuchende Eltern bestimmt ist, möchte man durch ein gutes Wort, das dem Kinde eingehen kann, ersetzt sehen. Eugen Dikwald hat wieder auf dem Felde geerntet, auf dem er berufen gut zu adern versteht. In dem unzerreißbaren Breitbuche „Kommi!“ (Scholz, 3 M.) gibt er 22 Seiten Tiere, die das Kind in Haus, Feld und Wald kennen lernt. Die Bilder sind deutlich und lebendig, die Verse leider nur recht nüchtern lehrhaft, arm an Humor und in einigem gar nicht kindlich. Das Vorbild alter berühmter Kinderreime, wie sie in dem schönen Schmidhammerschen Volksbilderbuch „Hoppe-Hoppe-Reiter“ (unzerreißbar, 50 Pf.) verwandt worden sind, sollte bei solchen Büchern nicht aus dem Auge geflossen werden. Uebrigens ist dies Schmidhammersche Buch auch eins von den wohlfeilen, die aus dem Bilderstichge teurerer Bücher zusammengesetzt worden sind.

Die Saat, die Heinrich Wolgast, der treue Eckhart deutscher Jugendliteratur, mit seiner Sammlung „Schöner alter Kinderreime“ vor Jahren ausgestreut, ist fruchtig aufgegangen. Dantbar weist Karl Henniger in seinem mit Klavierbegleitung herausgegebenen Werke „Alte Liebe Lieder“ darauf hin. Dem vor drei Jahren erschienenen ersten Teile dieser ausgezeichneten Sammlung ist jetzt ein zweiter gefolgt. Der erste brachte Wiegen- und Koselieder, und der neue wandert nun mit den größer gewordenen Kindern ins Freie hinaus und singt durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter fünfzig Weisen, die der Volksmund meist vor hundert Jahren und länger zurück geschaffen hat. „Im Jahreskranz“ nennt sich das Buch. Was es an Lust und Laune goldig birgt, das hat Wolgast's Reimbuchgefährte Josef Mauder auch hier mit den farbenfrohen Zeugnissen seines berühmten Zeichnerhumors durchstreut. Der Münchener Verlag der Jugendblätter hat ein Werk gelehrt, das man ehren kann. Der Preis von 3 M. ist nicht zu hoch. So viel kostet jetzt auch das Kaulbach-Güll-Wilderbuch, das derselbe Verlag vor zwei Jahren herausgab, als ein würdiges Gedenkwerk für den berühmten Dichter der Kinderstube, dessen hundertster Geburtstag vor kurzem begangen wurde. Ein Kinderbuch, das seit Jahrzehnten Ruf hat — das Buch „Im Freien“ mit seinen zwanzig Zeichnungen von Oskar Platsch — ist vom Leipziger Verlage Heyel und Rhode in dritter Auflage herausgegeben worden. (1,50 M.) Platsch hat die Stimmung Ludwig Richters. Sonntags Unmüdigkeit ist sein Wesen, naiv und sauber sein Sinn, liebevoll friedlich seine zeichnerische Art. Die sorgfältig hergerichtete neue Ausgabe hält ein gutes Erbe lebendig. Aus altbekannten Verschen wiederum ist Gertrud Römhild's Wälslein „Sing Säng!“ entworfen. (Schreibers Verlag, Eßlingen, 50 Pf.). Ein reizender Einfall! Auf Blättern in Dikput-Format steht je ein Kinderreim mit einem farbigen Bildchen, das an die lang vergangene Zeit handgemalter Bilderbogen erinnert, die zu Stechbuchzwecken in kleinste Teile zerschnitten wurden. Die Bilder sind wunderbarlich in ihrer schelmisch belebten Zierlichkeit; künstlerischer Sinn hat jedes Blatt aufs glücklichste geordnet: An alte Reime knüpft endlich auch das Volksbilderbuch „Fröhlicher Reigen“ an (Scholz, 50 Pf.), in dem Hans Schröders frische, launige Kunst sich bewährt, und dann das Volksliederbuch „Hat einmal“ (50 Pf.), in dem zu allen Rätselreimen fürs Kind die Auflösung von M. Langheim in Bildform gegeben ist. Dies Buch ist schätzenswert

Kleines feuilleton.

Anatomisches.

Ein Geheimnis des Knochengerüsts. Zu den Unbegreiflichkeiten, die man, weil sie gewohnt und alltäglich sind, als selbstverständlich hinnimmt, gehört auch die Tatsache, daß die Teile des menschlichen Knochengerüsts nicht auseinanderfallen, trotzdem sie doch teilweise nur sehr locker durch febrige Häute verbunden und durch Muskeln befestigt sind. Die Erfahrung des Weggers und auch der Hausfrau in der Küche zeigt, daß ein Kostrennen der Knochen von selbst bei den Tieren auch dann nicht erfolgt, wenn man alle verbindenden Teile wegschneidet. Eine feste, die beiden Knochen etwa aneinander leimende Verbindung existiert nicht, da sonst jede Bewegung verhindert wäre. Es ist im Gegenteil eine so ausnehmend große Beweglichkeit z. B. der Hand oder des Armes in ihrem Gelenk da, daß darin die menschliche Hand von keinem Apparat übertroffen ist. Hierauf beruht ja zum Teil ihre außer-gewöhnliche Kunstfertigkeit.

Untersucht man den Bau eines solchen Gelenks näher, findet man, daß es sich hierbei im wesentlichen um zwei sich lückenlos berührende, genau aneinander angepaßte Stugflächen handelt, die von einer schleimigen Flüssigkeit, der Gelenkschmierung, überzogen ist, so daß sich ihre Reibung auf ein Minimum verringert.

Welche Kraft hält diese beiden Kugelflächen nun zusammen? Hierüber gewährt ein einfacher Versuch Aufschluß, wenn man die konvexe Kugelfläche, also die sogenannte Gelenkpfanne, anbohrt und dadurch der Luft Zutritt zwischen die Gelenkflächen gewährt. Sofort fallen die zwei Knochen auseinander und der alte Zusammenhalt wäre auch nicht mehr zu erlangen, wenn auch Gelenkkapsel und Muskulatur unverfehrt vorhanden wäre.

Die Erklärung dieses Verhaltens ist einfach, wenn auch an sich schwer glaublich. Der Druck der uns umgebenden Luft ist es, der unseren Knochenbau zusammenhält. An diesen Luftdruck ist der menschliche Organismus so angepaßt, daß sich jede Aenderung des Luftdruckes rächt, wenn sie ein gewisses Maß übersteigt. Schon auf hohen Bergen, noch häufiger auf Ballonsfahrten, die ja bis zu Höhen über 10 000 Meter emporführten ereignet es sich, daß die feineren Blutgefäße z. B. in den Lungen, in der Nase usw. plagen. Sie waren an stärkeren Luftdruck angepaßt und der gewohnte Blutdruck geriet nun in ein Mißverhältnis zu dem schwächeren Luftdruck, mit dem Endergebnis, daß die Blutgefäße dem einseitig stärkeren Druck nicht mehr standhalten. Aus gleicher Ursache muß der Mensch für immer der Illusion entsagen, jemals auf einen anderen Himmelskörper als die Erde dringen zu können. Wo eine dünnere oder dichtere Atmosphäre herrscht als auf der Erde, versagen seine Blutgefäße — und sein Knochengerüst.

Verkehrswesen.

Fernsprecherstatistik. Seit längerer Zeit ist Stockholm als die telephonreichste Stadt Europas bekannt und sie hat diese Ehrenstellung im letzten Jahre nicht nur erhalten, sondern auch befestigt. Damit soll allerdings nicht gelagt sein, daß sie an sich eine größere Zahl von Fernsprechanschlüssen habe als die viel größeren Weltstädte Berlin, Paris oder London, sondern die Berechnung geschieht gewohnheitsmäßig im Verhältnis zur Einwohnerzahl. In Stockholm hat jeder fünfte Einwohner einen selbständigen Fernsprechanschluß, in Kopenhagen und Kristiania erst jeder fünfzehnte, in Berlin etwa jeder zwanzigste. Das sind die vier fernsprech-eifrigsten Großstädte Europas. An fünfter Stelle folgt Hamburg mit 4,7 Anschlüssen auf je 100 Einwohner, dann erst in weitem Abstand London mit 2,8, Paris mit 2,7, Wien mit 2,3 und Petersburg mit 2,2 Proz. Ungefähr in derselben Folge stehen auch die Staatseinnahmen aus dem Fernsprechwesen, die in den skandinavischen Ländern ebenso wie in Deutschland die Einkünfte aus der Telegraphie weit übertreffen. In Frankreich sind beide Ziffern etwa gleich, während in Italien, in Rußland und in Spanien die Einnahmen aus den Telegraphengebühren erheblich höher sind. Eine Weltstatistik des Fernsprechers lehrt ferner, daß Europa in der Entwicklung dieses Verkehrsweiges von Amerika weit überflügelt worden ist. Ueber zwei Drittel aller Fernsprechanschlüsse der Erde entfallen auf die Vereinigten Staaten, nur wenig mehr als ein Viertel auf ganz Europa. Gibt es doch in Europa immer noch einige Großstädte, die nicht eine einzige Fernsprechstelle für öffentliche Benutzung haben. Diese liegen selbstverständlich in der bisherigen europäischen Türkei, und zwar sind es Konstantinopel selbst und außerdem Adrianopel und Saloniki. Auch die Vereinigten Staaten haben übrigens nur eine einzige Stadt aufzuweisen, deren Einwohnerschaft an Telephonfreudigkeit noch über der von Stockholm steht, nämlich Los Angeles in Kalifornien, wo fast jeder vierte Einwohner, auch die kleinsten Kinder mitgerechnet, einen eigenen Fernsprecher zur Verfügung hat. Aber die Städte Chicago, Boston, Philadelphia und New York haben sämtlich mehr Fernsprecher im Verhältnis zur Einwohnerzahl als irgendeine Stadt Europas mit Ausnahme der schwedischen Hauptstadt. Im ganzen gibt es jetzt 12½ Millionen Fernsprechabonnenten auf der Erde, und die Länge der Fernsprechleitungen würde mit 47½ Millionen Kilometer die Erde im Äquator mehr als tausendmal umspannen können.

auch wegen seiner übersichtlichen Aufreihung des Inhalts, die alles einzelne fürs Auge gut von einander abtrennt. Endlich kam ein neuer Beitrag zu den vielen Versuchen letzter Jahre, neue Fabeln zu schaffen. Sie stammt von Wilhelm Kogke, dem Schmidhammer mit dem Besten seiner Wilderkunst gekrönt hat: „Des Kindes Fabel“ (Scholz), und will den ABC-Schützen bis zur Schwelle des Lesebuches hinauf begleiten. Mit Kindergedichten, Märchen, Rätseln schließt das lebendig geratene Buch. Auch Gebete mit frommen Bildern stehen auf den letzten Seiten. Kogke liebt es, eigenen Bedürfnissen zuliebe sich über die Bedürfnisse des Kindes zu täuschen.

Die Umwandlung der kostspieligen künstlerischen Bilderbücher in wohlfeile Ausgaben erstreckt sich auch auf die Bücher mit neuen Kinderversen, an denen Paula Dehmel, Gustav Falke und andere mitgewirkt haben. So ist für 60 Pf. ein Buch „Schöne Kinderlieder“ mit Bildern von Gertrud und Walthar Caspari bei Alfred Hahn, Leipzig, herausgekommen, das seinen Titel mit Recht trägt. Im gleichen Verlage erschien auch ein größeres Buch Kindergedichte, dessen Verstext ganz von Paula Dehmel bestritten wurde: „Auf der bunten Wiese“ (3 M.) Unter den Neutönern der Kinderliedbildung hat die Dichterin einen geachteten Namen. Ihre Verse haben eigene Anschauung, die dem Kinde eingehen kann, und eigene Rhythmen, die sich ebenso gut einschmiegen, weil sie einfach und singhaft sind. Sie versteht sich auf ein lustiges Spielen aus der gefunden Kindnatur heraus, ohne ins Spielige zu verfallen, und die feste Art der bunten Bilder von Else Rehm-Victor paßt gut zu ihren resoluten Liedern. Gegen den Schluß des Buches hin tauchen einige erzählende Gedichte auf, die leider ohne die gerühmte Einfachheit sind. Dann wieder Adolf Holt. Er trifft den Nagel auf den Kopf auch in dem wunderschönen Bilderbuch „Kingsumher“ (Scholz 3,00 M.), in dem Eugen Ohwald eine Menge lustiger Erlebnisse mit Tieren, wie die Phantasie des Kindes sie in naiver Ungebundenheit ausdenkt, farbenkräftig schildert. Die wohlfeilste Sammlung meist neuer Kinderlieder, von Gull und Herz heraus, gibt Schaffstein's Blaues Bändchen „Im Sonnenschein“, das von Fritz Philipp Schmidts Feder mit frisch ausgedachten Zeichnungen versehen ist (Schaffstein, Köln, 30 Pf.). Das Bändchen gehört vor allem den Großen. Einer, der unter uns lebt, aber mit dem schlichtgeuenden Natursinn der Dichter von Mathias Claudius bis zu Robert Reinick ist Wolrad Eigenbrodt. In dem Maler Hans von Volkmann hat er einen Gleichgesinnten gefunden, der der Natur so nah ist wie er selber. Eine warme ruhige Helle durchsonnt das „Heimatbüchlein für unsere Kleinen“, das beide gemeinsam schufen. Wer die friedlich-schöne, man möchte sagen, traumliche Romantik unserer blumigen Wiesen und Waldläume und leichten Täler und sanften Hügel kennt, dem muß dies Buch lieb sein, in dem jedes Blatt sein Lied und sein Bild hat. (Berger u. Söhne, Langensalza, 1,20 M.) Ein origineller Dichter kurzer Versgeschichten fürs Kind ist Hans Wöttcher, ein neuer Name auf diesem Felde. Er hat groteske Einfälle, die ihn zur Besonderheit machen. Einiges ist zwar gedanklich von vorgefesselt und sollte im kleinstädtischen Staube liegen bleiben; das meiste aber hat echte Komik. Wir hoffen diesem Dichter wieder zu begegnen, und gern auch in Gemeinschaft mit dem Maler Fritz Peterlen. „Kleine Wesen“ heißt das Buch der beiden. (Schreiber, Erlingen, 1 M.) Das Buch für die Jugend „Vom täglichen Brot“ verläßt sich an einem oft behandelten Thema. (Th. Schätzky, Breslau, 1,50 M.) In Federzeichnungen schildert Friede Landsberger, in begleitenden Versen Amanda Sonnenfeld, wie das Brot wächst und wird. Das Buch will vor allem unterhaltend belehren, aber leider läßt es ganz aus dem Auge, daß ein Ader voll Wehren noch lange nicht ein fröhliches Sattessen für alle bedeutet. Sonst ist das Buch mit Liebe gearbeitet. Unterrichten will auch das Bilderbuch „für Jung und Alt“: „Mit Heidi und Trallala“ (Verlag der Jugendblätter, München, 2,80 M.). Es will das Bilderbuch der hygienischen Erziehung dienstbar machen und bezieht sich in begleitenden Zeilen ausdrücklich auf das Struwwelpeter-vorbild. Der Vonnere Zahnarzt Günther hat es geschrieben und der berichtet nun in einer ungemein heiter verfaßten Geschichte, was die Zähne bedeuten und wann sie Lust und Leid bereiten. Dies Buch, dem Harry Schulz die vergnügtesten Bilder gegeben hat, muß unterstützt werden. Vielleicht entschließt sich der Verlag, noch eine wohlfeile Ausgabe zu veranstalten. In die Reihe der Bildergeschichten mischt sich auch das „Schatten-Lilliput“ ein, das der Kunstwart-Verlag herausgegeben hat (1 M.). Man hat es da mit Schwarzpapier-Scherenarbeiten zu tun, die vor einem halben Jahrhundert entstanden sind und jetzt zum ersten Male in Buchform veröffentlicht werden. Diese Schnittbilder hat ein armer Maler, der seine Arbeiten in den Wirtschaften gegen freie Zehrung weggab, geschaffen: Karl Fröhlich. Die Bilder sind technische Wunder und sind mehr. Von dem Staunen über ihre Zielrichtigkeit kommt man bald zur Freude über das, was sie darstellen, und spürt den Menschen und Künstler, der dahintersteht und der die kleinen Dinge der Welt mit liebevollem Humor anzuschauen wußte. Dem hat sich nun wieder der Humor Avenarius beigelegt, der das Vielerlei der Bildchen lustig aufreißt und mit wohlgeleiteten Verschen zusammennäht. Das Kinder an dem Büchlein ihren Spaß haben, ist gewiß, aber nicht bloß Kindern geht es so, und die Erwachsenen möchte man ganz besonders darauf aufmerksam machen.